

Werk

Titel: Moritz Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Fr...

Autor: Gartner, Th.

Ort: Halle

Jahr: 1887

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572572_0010|log91

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

RECENSIONEN UND ANZEIGEN.

Moritz Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Leipzig, G. Fock 1884—86. VIII, 330. 8^o.

Wie der Titel zeigt, fällt der Gegenstand dieses Buches mit demjenigen der innerhalb derselben Jahre erschienenen bekannten Werke von Sievers (Grundzüge der Phonetik³) und von Viator (Elemente der Phonetik) insofern zusammen, als auch Sievers im I. und II. Abschnitte (S. 1—127) die Entstehung der Sprachlaute behandelt und Viator, allerdings vorzüglich mit dem praktischen Zwecke, Lehrern und Studierenden an die Hand zu gehen, die richtige Aussprache des Deutschen, des Englischen und des Französischen darstellt. Aber auch abgesehen von diesen Unterschieden in Umfang und Ziel ist Trautmanns Buch neben jenen zwei andern zu bestehen berechtigt und empfehlenswert; denn es ist, was das Theoretische und das Kritische betrifft, ganz selbständig und bringt, was das Thatsächliche anlangt, viele neue Beobachtungen. Der Vortrag ist klar und frisch und hilft dem Leser auch über die trockensten Stellen des Gebietes hinweg. Ein solches Buch ist wert, daß man auf dessen Mängel und auch auf diejenigen Punkte, in denen man, wenigstens heute noch, verschiedener Meinung sein kann, aufmerksam macht.

Die Vokale bringt Tr. in ein „harmonisches System“, indem er aus vier Vokalreihen diejenigen 14 Vokale als „Grundvokale“ auswählt, die mit ihren Flüstertönen zwei Vierklänge und zwei Dreiklänge geben. Die Aufstellung fester Mustervokale, denen sich alle anderen als „Zwischenvokale“ oder „Nebenvokale“ beordnen lassen, ist ebenso berechtigt und in der Durchführung ebenso dem Gutdünken des Systematikers anheim gegeben wie die Aufstellung von Typen und Mafseinheiten überhaupt. Auch das billige ich, daß Tr. dabei nicht von den Mundstellungen ausgeht, die ja minder fest und viel schwerer meßbar sind, als deren akustische Erfolge. Endlich gebe ich noch zu, daß die Wahl von zusammenstimmenden Tönen ganz annehmbar wäre, wenn jeder Linguist ein musikalisches Gehör hätte. Dennoch ist das „harmonische System“ weder brauchbar noch wahr. Vor allem ist nicht das System selbst harmonisch (S. 45), sondern höchstens — wenngleich auch das nur metaphorisch — die vier Reihen des Systems, ja auch von diesen nur die Hälfte, weil die zwei anderen auf Septimenakkorden beruhen, die bekanntlich unharmonisch sind und daher, wo immer sie in einem Tonstücke vorkommen, zur Auflösung drängen. Tr. scheint bei der Aufstellung seines Vokalsystems nicht gewußt zu haben

(vgl. S. 54 und 326), daß die drei Terzen des Septimenakkordes verschieden (Schwingungszahlenverhältnisse: $\frac{4}{6}$, $\frac{5}{6}$, $\frac{27}{32}$) und die dazwischenliegenden „ganzen“ Töne durchaus nicht „das Mittel“ (S. 54) der benachbarten Töne des Akkordes sind (z. B. $H : c = \frac{15}{16}$, aber $c : d = \frac{8}{9}$). Bei der temperirten (nicht natürlichen) Stimmung wird die Sache nicht viel besser: man setze nur statt der genannten fünf Brüche die Zahlen $\sqrt[3]{2}$, $\sqrt[4]{2}$, $\sqrt[5]{2}$, $\sqrt[6]{2}$ und $\sqrt[7]{2}$. Allein wenn schon die typischen Vokale des Systems nicht in gleichen Abständen gewählt sind, sondern nach den Tönen eines Akkordes, so könnte ich mich dazu nur dann verstehen, wenn die Flüsterprobe, bei der diese Töne zum Vorschein kommen sollen, verläßlich wäre. Das ist sie aber nicht. Seit dem Erscheinen der ersten Bogen unseres Buches (1884) habe ich gewiß schon hundertmal mit der Reihe u, o, ö, a die Flüsterprobe (oder die Hauchprobe, die denselben Dienst leistet) angestellt und nachher jedesmal an meinem Harmonium, also an einem Instrumente von unverrückbarer Stimmung, nachgesucht, auf welchem Grundtone mein Septimenakkord stand — denn einen richtigen Septimenakkord dabei herauszubringen gelingt immer, da man ja o, ö, a leicht mit der erforderlichen Weite und Enge nehmen kann. Der Grundton (also der Flüsterton des u) schwankte zwischen c_1 und g_1 , somit innerhalb einer ganzen Quint. Was dabei entscheidet, habe ich nicht näher untersucht; nur das scheint mir sicher, daß die Einstellung des Kehlkopfes auf einen gewissen Stimmtone (obwohl dieser beim bloßen Flüstern oder Hauchen des Vokales nicht angeschlagen wird) dabei im Spiele ist. Daß Tr. g_1 für u angiebt, wird daher kommen, daß seine Stimme höher liegt und einen geringeren Umfang hat, als die meinige. Da es nun Philologen vom 2. Bass bis zum 1. Tenor giebt — Alt und Sopran wage ich gar nicht in diese prosaische Diskussion zu ziehen — so ist die Flüsterprobe unbrauchbar. Daß ein auf ihr beruhendes Vokalsystem überdies nicht dem Wesen der Vokale entspricht, ergibt sich sofort aus dem Umstande, daß nicht nur die Höhe der Obertöne, sondern auch deren Anzahl und Stärke den Vokalklang bestimmen (Ann. d. Phys. u. Chemie, N. F. XXVII 94 ff.). Ich will hier gleich das abthun, was ich noch vom akustischen Standpunkte aus gegen Tr. vorzubringen habe. 1. Die Obertöne nehmen nicht einfach mit der Höhe ab (S. 2); das ist bei verschiedenen Klängen verschieden. 2. Nicht die ersten sieben Obertöne sind harmonisch (S. 2), sondern die ersten fünf, dann 7, 9, 11, 15 . . ., allgemein $2^n - 1$, $2^n \cdot 3 - 1$ und $2^n \cdot 5 - 1$, wobei n eine ganze positive Zahl bedeutet. 3. Daß die Schwingungen beim bloßen „Hall“ eines Hohlraumes nicht „voll“ seien (S. 3), ist mir unverständlich; sollen sie denn Phasen überspringen? 4. „Singt oder spricht man“, sagt Tr. S. 35, um das akustische Wesen des Vokalklanges durch ein Beispiel zu erklären, „auf den Ton c, der 132 Schwingungen in der Sekunde macht, ein u, dessen Hall auf g_2 steht, so wird dieser Hall 132 mal in der Sekunde wiederholt“. Das gäbe $132 \cdot 132 \cdot 2 \cdot 3 = 104544$ Schwingungen in der Sekunde; das ist fast g_{10} , oder vielmehr gar kein Ton, da für so rasche Schwingungen das menschliche Ohr nicht eingerichtet ist. Es geht denn auch gar nicht an, die Schwingungszahlen von Grundton und Oberton in dieser Weise in Rechnung zu bringen; das wäre ungefähr so, als ob jemand sagte: Wenn ich in jeder Sekunde vier Schläge auf den Tisch mache und du gleichzeitig sechs auf meinen Rücken, so werden wir $4 \cdot 6 = 24$

Schläge in der Sekunde hören. 5. Bei den genäselten Vokalen soll die Flüsterprobe „wegen des doppelt so großen Hallraumes“ um eine Terz tiefere Töne ergeben (S. 45). Wenn wirklich dieses einfache Raumverhältnis vorläge, so müßten die Nasallaute um eine ganze Oktav tiefere Flüstertöne geben als die entsprechenden reinen Vokale; da aber bei verschiedenen Vokalen der Mundraum verschieden groß ist, muß die Einbeziehung des Nasenraumes bei der Nasalisierung auch verschieden viel ausgeben, beim u viel, beim o weniger, beim a am wenigsten. Dies bestätigen meine Versuche; aber gegen i hin finde ich die geflüsterten Nasalvokale sogar etwas höher als die reinen Vokale — doch genug des Geflüsters. Tr. mißt auch in der Konsonantenlehre akustische Schwingungen, indem er „die Tonhöhe der Grundgeräusche“ bestimmt. Ich verstehe nicht aus diesen Bestimmungen Nutzen zu ziehen; vielmehr scheint mir, daß „die Tonhöhe der Grundgeräusche“ viel weniger von der Art der Konsonanten selbst abhängt als „von den benachbarten Lauten“ (S. 79). Was soll dann die „durchschnittliche Tonhöhe der Grundgeräusche“ für einen Wert haben, und wie kann man sie „stets mit voller Sicherheit angeben“? Die Konsonanten sind wesentlich Geräusche, da hört das Rechnen auf. Über die Einteilung der Konsonanten habe ich nur zu bemerken, daß Tr. l, m, n, η unter die Verschlusslaute d, b u. s. w. einreicht, weil in la, ma, na, ηa bei dem Übergang zu dem folgenden Vokale ein diesen Lauten eigenes Klappen gehört werde, geradeso wie bei da, ba u. s. w. Diese Beobachtung ist richtig; aber in al, am, an, aη, amp, ant, aηk bedarf es nicht des Klappens, und ich möchte daher nicht sagen, daß das Klappgeräusch „unzweifelhaft den Hauptzug im Wesen der betreffenden Laute bilde“ (S. 98). Wesentlich kann nur das sein, was nie fehlt, d. i. bei l das zitterige Reibe-geräusch in der seitlichen Enge am Zungensaum, bei m, n, η die Nasenstimme (oder nur der Hauch durch die Nase) bei bekanntem Mundverschluss. Für jene sehr häufigen l, m, n, η ohne Klappgeräusch hat Tr. keine Stelle im System vorgesehen. Zur Phonetik im allgemeinen nur noch eine Bemerkung. Die Begriffsbestimmung, ein Sprachlaut sei ein solches Schallerzeugnis des Sprachorgans, welches vom Ohr als eine Einheit empfunden werde, reicht zwar dazu aus, ein nach Brücke (Grundzüge² 82 f.) erzeugtes š für einen einheitlichen Laut zu erklären; aber über das tschech. ř, das slav. „weiche“ t, das ital. „palatale“ c, das deutsche z, das (behauchte) deutsche k werden die Ohren verschiedener Völker widersprechende Urteile fällen. Der Verstand muß da angerufen werden, nicht das Ohr. Neben dem eigenen Systeme bringt Tr. auch die Systeme Anderer vor und fällt recht lesenswerte Urteile über sie. Der Einwand, daß die Vokalsysteme Anderer nicht harmonisch seien (Böhmer und Kräuter gegenüber der einzige Vorwurf) bedeutet freilich nichts.

Der zweite Teil, worin die besprochenen Laute an den drei im Titel genannten Sprachen, als an den bekanntesten Beispielen, vorgezeigt werden, scheint mir noch wichtiger und nützlicher als der erste. Zur Darstellung der englischen Laute hat A. Schröder, der hierin besonders bewandert ist, einiges angemerkt (Litteraturblatt 1886, 419 ff.). Die französische Orthoepie steht, wie bekannt, ohnedies ziemlich fest; nur in drei Stücken kann ich Tr. nicht beistimmen. Daß stimmhafte Konsonanten vor stimmlosen selbst in stimmlose übergehen können (*ch' te dis* neben *je te dis*, *apsent* statt *absent*) habe ich oft erfahren, aber das Gegenstück, wie *chag'jour* (*chaque jour* S. 133),

ist mir unbekannt. Die Endsilben von Wörtern wie *bonté* (S. 208), *ami* (S. 218) habe ich immer kurz gehört. Das r endlich ist in Paris nach meinen Beobachtungen nicht „ein wirklicher, aus mehreren Schlägen bestehender“ Zitterlaut (S. 241), sondern ungefähr derselbe Reibelaut wie im Berliner Deutsch; das bühnenfranzösische r ist allerdings ein Zitterlaut, aber vermutlich bei allen Schauspielern das Zungen-r, wiewohl ein ebenso deutlich zitterndes Zäpfchen-r vom Zungen-r aus der Entfernung nicht leicht zu unterscheiden ist und daher in vielen Gegenden unbemerkt daneben bestehen mag. Wer das Zungen-r zu gebrauchen gewohnt ist, findet das wirkliche (aus mehreren Schlägen bestehende) Zäpfchen-r schwierig, und umgekehrt; deutlich verschieden von beiden r (aber nicht schwierig) ist das uneigentliche, nicht aus mehreren Schlägen, sondern aus einem zitterigen Reibegeräusch bestehende r der Berliner und Pariser. Nach Vokalen (aber nicht zwischen Vokalen) hat dieses uneigentliche r in Paris erst einen Anlauf zur Vokalisierung genommen, während die Berliner, wie die Engländer, das r in solcher Stellung schon ganz vokalisiert haben (wenn auch nicht in gleicher Weise). Das aus einem einzigen Schläge bestehende r in engl. *very*, *bring*, span. *brazo* mag als eine Abart des zitternden Zungen-r angesehen werden; ein gleichzeitiges Zischen habe ich bei dem engl. r nur nach d und t gehört. Tr. beschreibt auch das engl. r nach b, p, g, k als einen Zischlaut, und Schröder a. a. O. wendet dagegen nichts ein). Soweit meine Erfahrung. Es scheint, daß Tr. all diese Arten der Aussprache des r kennt; aber über deren Vorkommen macht er meiner Erfahrung widersprechende Angaben. Das Rätsel wäre gelöst, wenn ich vermuten dürfte, daß Tr., so wie ich selbst viele Jahre lang, das zitternde Zäpfchen-r von dem ähnlichen Zungen-r nicht unterscheiden könnte; aber beschrieben hat er die Bildung jenes Lautes ganz richtig (S. 94).

Eine allgemeine deutsche Orthoepie wird erst angebahnt; der Phonetiker muß daher alle aus dem Deutschen entnommenen Beispiele mit Vorsicht auf nehmen, weil ja auch Deutsche nicht die deutsche Gebildetensprache aller Gauen kennen, geschweige alle Mundarten. Was zunächst die Musteraussprache betrifft, die Tr. vorschlägt, so möchte ich mich gegen jede Erschwerung aussprechen. Warum soll die jetzt so weit verbreitete Regel „Langes betontes e (und ä) ist geschlossen, kurzes offen“ nicht gelten? Daß diese e (und ä) verschiedener Herkunft sind, wissen wir; daß sie in der Schreibung durchaus nicht der Herkunft gemäß auseinandergehalten sind (wie zufällig in *See*, *jemand*, *nehmen*, *Hände*, *nähmen* = mhd. *sê*, *ieman*, *nēmen*, *hende*, *nāmen*), ist auch bekannt; um nun die den meisten Gebildeten fremde (und nicht einmal zureichende) Regel „Brechungs-e ist offen, Umlauts-e geschlossen“ anwenden zu können, müßten alle, die nicht zufällig eine Mundart genau kennen, welche diese zweierlei e unterscheidet¹, Germanisten werden, wenn sie deutsch reden lernen wollen. Ich denke, wir verzichten lieber auf das lange offene e. Diesen Laut sprechen übrigens viele Deutsche in Nord und Süd, vielleicht die Mehrzahl, regelmäßig vor r, wie in *lehren*, *leeren*, *Ehre*, *Ähre*. Andere, besonders Landschullehrer, glauben, e sei geschlossen, ä offen auszusprechen, und ahnen nicht, wie willkürlich und wertlos die Schreibung in diesem Punkte ist. In einigen

¹ Auch das würde nicht hinreichen, da keine Mundart den ganzen Wortschatz der Schriftsprache besitzt.

Fremdwörtern unbetonte Silben lang auszusprechen (*Dramā, Sofā, Paviān*, S. 274) fällt keinem Süddeutschen ein, auch im Norddeutschen schwankt das sehr; es wird wohl vergeblich sein, derlei regellose, oder doch sehr schwer erlernbare Längungen allgemein zu verbreiten. Die Aussprache des unbetonten e möchte uns Tr. gar schwer machen: *dlzar, dlzīs, dlzum, dlzon, dlze* u. s. w. sollen wir das Pron. *dieser* deklinieren, und er fände das anmutend, edel und schön (S. 276). Da werde ich doch lieber gleich ein Magyar. Die Aussprache von er (und äü) wie *av* kennt Tr. nicht (S. 268), und doch gilt sie, soviel ich weiß, von der Ostsee bis zur Adria für die richtige. *Marie* im Nominativ habe ich noch von keinem Deutschen „dreisilbig“ (S. 299) gehört. Wo Tr. mit Recht das häufigere und regelmässige *Grüb, grüb* u. s. w. empfiehlt (S. 255), vermissem ich die Ausnahme *Städt, Stäädte*. Gerne möchte man wissen, wie Tr. die vielen griech.-lat. Wörter auf -ik ausspricht: er sagt S. 269 *Katholīk, Musīk*, S. 278 *Lógik*. Es wäre dringend zu wünschen, daß die deutsche Orthoepie von Berlinern in die Hand genommen würde; denn daß der Aussprache der Berliner Gebildeten die Zukunft gehört, ist klar; es fragt sich nur noch, wieweit die Berliner Eigentümlichkeiten etwa abgeschliffen werden. Über die süddeutsche Aussprache ist Tr. nicht ganz gut unterrichtet. Zwischen Vokalen und in gewissen Fällen nach l, m, n, r sind stimmhafte s (d. i. z), b, d, g, v in süddeutschen (nicht mitteldeutschen) Mundarten und im Gebildetendeutsch des Südens allgemein; *lieke, leke* (S. 319 u. ö.), *Esel* (S. 299), *reisen* (gleich wie *reißsen*, S. 301), *finen* (S. 283) ist mir fremd, und an der Aussprache *Ente* (st. *Ende*) erkenne ich sofort den Egerländer. Wahrscheinlich war Tr. durch das Gespenst der stimmlosen Media irreführt. Das k ist im Anlaute vor Vokalen (S. 279) auch im Süddeutschen behaucht. Der Lautbestand des Süddeutschen wird S. 313 ff. viel zu klein angegeben. Von den neun Stücken, in denen die nhd. Schriftsprache gerade mit dem Obersächsischen übereinstimmen soll (S. 253), hat fünf auch das Bairische mit ihr gemein.

Die Lautzeichen sind gut ausgedacht; aber wenn sie Tr. auch für besser hält als alle schon bestehenden und bekannten, so hätte er sich doch sagen sollen: Das Bessere ist des Guten Feind. Für jedes Buch ganz neue Zeichen lernen zu müssen ist Zeitverlust. Über die eigentümliche Art, wie Tr. neue Kunstausrücke schafft, hat Schröer a. a. O. das richtige gesagt. Hingegen muß ich mich noch aufs nachdrücklichste dagegen verwahren, daß Männer von der Stellung und dem Fache Tr. den Sprachgebrauch absichtlich und nach Gutdünken brechen. Wir „in der Südostecke“, wie Tr. uns Deutschösterreicher gerne bezeichnet, bemühen uns aufzupassen, welche Ausdrücke, Nebenformen, Konstruktionen, die wir täglich hören und lesen, zufällig nur bei uns vorkommen, und vermeiden sie dann ängstlich; und ein solcher Deutscher aus der Südostecke muß Anderen Provinzialismen und sprachgeschichtliche Liebhabereien vorwerfen? „*Willis seine*“, „*Merkel seinen*“, „*Lepsius seine*“, „*Rapp seins*“, „*lass ich*“, „*erinner ich*“, „*bezweist ich*“, „*vermitteln*“, „*hinum*“ schreibt man nicht, nicht einmal in der Südostecke; „*polisch*“ statt *polnisch*, „*mehren*“ statt *mehreren* ist ebenso falsch, wie es rz. *polais* und *plus* statt *polonais* und *plussieurs* wäre; „*stak*“ ist selbst vom geschichtlichen Standpunkte aus zu verwerfen; überdies sind alle die historischen Anwandlungen wie „*dosen*“, „*stistern*“, „*betauern*“, „*leschen*“ vielmehr Anachronismen.